Neue Schweizer Lyrik

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-573380

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Mit unverhältnismäßig hohen Kosten müssen die Bestände mit Hilfe des Bundes und des Kantons unterpflanzt werden, auf daß dem holzarmen Oberengadin sein Waldareal erhalten bleibt. Die Kulturen in dieser Meereshöhe sind außerordentlich schwer aufzubringen. Sie wären überflüssig gewesen, wenn die Weide rechtzeitig aus dem Wald entfernt worden wäre.

In Abbildung 2 ist ein solcher im Verschwinden begriffener Lärchenbestand an der Crasta Mora bei Bevers, Engadin, wiedergegeben.

Auch der Wald in Abbildung 3 bei Filisur, der heute noch beweidet wird, verfällt demselben Schicksale, nirgends ist eine Spur von Verjüngung sichtbar.

Als erfreuliches Gegenbeispiel zu diesen Bildern mag Abbildung 4 dienen. Wir befinden uns hier in nur etwa 1200 Meter Meereshöhe auf einer Weide an einem Ausläufer des Napf im Emmental. Es ist dies eine Lage, in der sich der Wald mit großer Leichtigkeit natürlich verjüngt. Ziegenweide findet allerdings keine statt, sondern nur Großviehweide. Wir sehen, wie hier auf Weideland der Wald fortschreitet und wieder Besitz ergreift von steilen, magern, schattigen Stellen, wo das Vieh selten hingeht. Es braucht hier keine Aufforstung, häufig nicht einmal ein Weideverbot, sondern nur ein Schwendverbot, um unerträgliche Weiden wieder zu Wald zu machen. Mit dem Steigen der Arbeitslöhne und dem Mangel an genügenden Kräften ergibt sich übrigens ganz von selbst, daß unerträgliche Weidepartien nicht mehr „geschwentet" werden können, worauf der Wald allmählich vom Boden Besitz ergreift. Es ist dies die glücklichste Art der Waldvermehrung, weil sie nichts kostet, gesunde Bestände liefert und von niemandem unangenehm empfunden wird.

Es gibt in der Schweiz noch sehr viele Gebiete, die als Weide keinen oder nur einen ganz geringen Ertrag abwerfen, auf denen die schönsten Waldbestände stehen könnten. Durch intensivere Bewirtschaftung der Weiden auf den bessern Böden und durch Abtretung der ertraglosen Flächen an den Wald können die Erträge von Wald und Weide zum Segen des Landes noch bedeutend gehoben werden. Die Waldweide aber muß im Interesse der zweckmäßigen Ausnützung der natürlichen Produktionsfaktoren auf diejenigen Gebiete beschränkt werden, in denen es an andern Weidegelegenheiten fehlt.

Es liebt der Mann im grünen Rock
Mit Recht denn auch den Ziegenbock
Wie auch das andre liebe Vieh
Mit nur geringer Sympathie.

(Aus einem Lustspiel, gedichtet für einen Försterkommers von Oberförster B. B.)

Hermann Knuchel, Zürich.

Neue Schweizer Lyrik.

Zunächst ein Wort von einigen neuen Lyrikspenden in schriftdeutscher Fassung, dem sich ein kurzer Ueberblick über poetische Mundartschöpfungen anschließen soll. Den Reigen der Betrachtung mag Fridolin Hofer eröffnen, der uns, nach längerer und nicht ungenützter Pause, ein Liederbüchlein von beachtenswerten und erfreulichen künstlerischen Feinheiten geschenkt hat. „Im Feld- und Firnelicht"[1] ist Hofers jüngste Ernte betitelt, und wer sich an die vor Jahren erschienene, vielversprechende Erstlingsgabe des Luzerner Dichters, seine „Stimmen aus der Stille", noch zu erinnern vermag, der wird von vornherein mit gewissen Erwartungen an seine weitere Produktion herantreten. Die auf das Ausreifen und die gesteigerte dichterische Entwicklung der Hoferschen Liedkunst gesetzten berechtigten Hoffnungen sind denn auch, wie uns scheinen will, durch die vorliegende Gedichtsammlung keineswegs enttäuscht worden. Hofer bietet, teils in eigenartig freier, persönlich gestalteter Fassung und Behandlung, eine Reihe von vorzugsweise direkter Naturanschauung oder eigenstem innerem Erleben entnommenen „Feld- und Firnelicht"-Motiven, deren plastische und bildkräftige sprachliche und künstlerische Beherrschung ein schönes Zeugnis für seine inzwischen errungenen bedeutsamen Fortschritte ablegt. Beseelung des Gegenständlichen und individuelle formale Belebung und Prägung des Geschauten, Gedachten oder Empfundenen sind entschieden deutlicher und stärker geworden gegenüber den frühern lyrischen Versuchen, und so zeigen diese neuen Gedichte ein viel klareres, menschlich und poetisch greifbareres Gepräge. Der ganze Mensch und der volle Künstler steckt hier schon frisch und wahr und gegenwärtig auch im kleinsten und einfachsten Zeugnisse seiner Dichterfreude und Dichterherrlichkeit; die meisten Lieder überragen die frühern an Wert und Eigenart recht ansehnlich weit, und so manches an Stimmung und Anschauung ist Hofer ungemein lebensvoll, überzeugend und eindrucksmächtig gelungen. Wie treffliche Leistungen sind beispielsweise — man zitiert aus dem fast ebenbürtigen Strauße eigentlich nur ungern, damit nicht eines auf Kosten des anderen besonders hervorgehoben erscheine — Gedichte wie „Der Auswanderer", „Schneelied", „Im Maiwind", „Novembertag" und „Werkstätte" mit dem leuchtenden Glanz ihres Ideengehaltes oder der feinen und planvollen, aber weder aufdringlichen noch erkünstelten rhythmischen Bewegtheit! Das religiöse oder patriotische Moment gibt den einzelnen Liedgeweben da oder dort einen zarten, willkommenen Einschlag, den man als für den Sänger besonders bezeichnend

[1] Neue Gedichte. Kempten und München, Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, 1914.



Lärchenweidewald bei Filisur. Wie an den vielen Stöcken zu erkennen ist, verlichtet dieser Bestand durch das Absterben alter Bäume immer mehr, während ein Nachwuchs infolge des Weidganges nicht aufzukommen vermag.

nur ungern entbehren möchte; Lieder wie „Fernblick ins Seetal“, „Heimgefühl“, „Baumwurzeln“, „Winterliche Wolken“, „Weggeselle“, „Volkslieder“ und „Die Schlafenden“ entstammen den genannten Empfindungsbezirken oder streifen sie wenigstens bald mehr, bald weniger intensiv. Als Probe der jetzigen Liedkunst Hofers spenden wir unsern Lesern das reizvolle Gedicht „Die Flamme“:

Ein kleiner Stern, der eine kleine Welt
Ein Veilchen hellt,
Vergold ich eines Spätbeflissnen Hand;
Dem andern zeig ich einen Weg im Land;
Den Freudenbecher füll ich einem Dritten,
Und dem, der seinen letzten Kampf gestritten,
Halt ich zur letzten, friedestillen Nacht
Die Totenwacht.
So weiß ich manchem Schicksal mich verbündet,
Ich, Flamme, die in Erdendunkel zündet.

* * *

Eine junge Dichterkraft, die mit heißem, ehrlichem und wohl in absehbarer Zeit auch erlöstem Bemühen nach Klängen und Formen ringt, die dem Liede ihres Lebens die befreiende, persönliche Gestaltung bringen sollen, ist Johannes Vincent Benner, der in Zürich schaut und schafft. Seine poetische Erstlingsgabe ist ein nicht allzu umfangreiches Gedichtbändchen „Die Mittagsegel“[1]), in dem sich da und dort neben stark ausgeprägten Anfängermerkmalen und überbrausenden Jugendlichkeiten doch auch erfreuliche und ermutigende, zukunftsverkündende Anzeichen tieferen Schürfens und reicheren Erfassens geltend machen, sodaß man die gegenwärtigen Lieder, wenn uns nicht alles täuscht, entschieden als ein beachtenswertes Vorspiel zu einer späteren, ausgereifteren und formvollendeteren Sinfonie von größerem Einklang und höherer, zwingender Macht auffassen und bewerten darf. Darauf scheinen mir einzelne Werte aus dieser Liederreihe wie etwa die realistisch geschaute, moderne Großstadt-Impression „Die Schwangere“ oder Stimmungsbilder wie „Einsamer Gang“, „Abschied“, „Lied im Herbst“ III. oder Bekenntnisse wie „Les belles laides“ und „Manchmal“ bedeutsam genug hinzuweisen. Und darum werde auch diesem Sänger, einem Werdenden und Kommenden wie wir zuversichtlich hoffen, die Ehre einer Probe zuteil; wir wählen dafür aus dem Duo „Zeit der Reife“, das gehaltvolle und schöngeformte erste Stück, den Gesang des Mädchens:

(Das Mädchen singt):

An hohen Hängen reift der junge Wein
Und wird bald Blut und eitel Sonne sein.

Nach Leben greife ich mit heißen Händen
Und blühe bang und will mich ganz verschwenden

Und bin in dämmerjunge Lust gehüllt;
Mein Sein ist wie von nahem Glück erfüllt,

Und warte sehnend auf die stillen Nächte,
Ob mir nicht eine die Erfüllung brächte ...

An hohen Hängen reift der junge Wein
Und wird bald Blut und eitel Sonne sein.

Ernst Planck, der bekannte Winterthurer Idylliker, vereinigte alte und neue Lieder und Idyllen nunmehr zu einem recht stattlichen Garbenbündel, das er „Aus aller Zeit“[2]) genannt hat. Diese freundlichen Stimmen aus einem Dichterherzen, das „jeden Nachklang froh und trüber Zeit“ getreulich nachfühlt und im Lied festhält, besingen in schlichten und ungekünstelten Fassungen die Motive, wie sie der bunte Wechsel der Tages- und Jahreszeiten, die Freude am Beobachten und Genießen des Naturlebens, das persönliche Empfinden für Welt und Umwelt, die Beschaulichkeit des eigenen, behaglichen Gedankenkreises in Hülle und Fülle darbieten. Da und dort schlägt, freudvoll oder leidvoll abgestimmt, ein individuellerer Ton, ein feiner, zitternder Seelenklang an unser Ohr, aber das fast etwas Konventionelle und gewöhnlich Gleichartige dieser Wald- und Wiesen-, Haus- und Heimdichtung erstickt eigenartigere und freier gestaltete Wendungen meist schon im Keime. Einigen größern Liedergruppen begegnen wir, die zu einem einheitlichen, geschlossenen Ganzen vereinigt sind, so der Idylle „Maifest“ und dem schon vor einigen Jahren separat erschienenen „Wald-See-Zyklus“, außerdem im zweiten Buche des Bandes einer Anzahl von „Märchen und Träumen“, die mit zarten Händen geschickt in dichterische Gewänder eingekleidet worden sind. Ein tief religiöses, ein stark ausgesprochenes heimatliches Empfinden, ein für die Schönheiten der Landschaft offenes Auge und ein allem menschlichen Erleben und Erleiden, mag es die eigene oder die fremde Brust erfüllen, verständnisvoll entgegenkommender Sinn sind die Grundlagen, auf denen Plancks Liedkunst beruht und die sie uns in ihrer ehrlichen Offenherzigkeit immer wieder wert und sympathisch machen. So wenig vielseitig und verblüffend die Wege dieses Lyrikers uns auch anmuten mögen, sie sind wenigstens volkstümlich und gesund, und das ist und bleibt ihr bestes Teil, ihr verdientestes Lob.

(Fortsetzung folgt).

[1]) Gedichte. Zürich, Johs. Steinmann, Verlag „Die Aehre“, 1913.



Fortschreiten des Waldes auf einer Weide im Emmental. In mittlern Regionen, wo sich der Wald leicht verjüngt und Kleinviehweide nicht stattfindet, siedelt sich auf den magersten, steilsten Waldpartien, die vom Großvieh gemieden werden, der Wald von selber wieder an.

Aphoristisches.

Käme es den Moralisten nicht auf die Parade, sondern auf den Erfolg an, so müßten sie die meisten Untugenden begünstigen, um sie gegen die Schlechtigkeiten auszuspielen.

† Fritz Stadler.

[2]) Aarau, Druck und Verlag von H. R. Sauerländer & Co., 1913.